

Warum der Letten für viele Drogensüchtige Anerkennung und

Die «Hölle» kann auch «megageil»

Geborgenheit bedeutet

Von Barbara Lukesch

Der Letten ist die «Hölle», das Elend der Drogenkonsumierenden grenzenlos. Knietiefer Dreck, ätzender Gestank, Gewalt und Zerstörung – das «Schandmal der Schweiz», darin sind sich viele einig, muss endlich weg. Ein Mittel, mit dem versucht wird, die offene Szene aufzulösen, ist die kontrollierte Abgabe von Drogen. Doch die ersten Erfahrungen haben gezeigt, dass es viele dieser staatlich versorgten Fixer und Fixerinnen nach wie vor an den Letten zieht, und zwar keineswegs nur, um ihren ungestillten Bedarf an Kokain zu decken. Nein, der Letten befriedigt noch andere Bedürfnisse; er hat seinen eigenen, ganz speziellen Reiz.

Egal, was man sich wünscht, zwischen den Bahngleisen bekommt man es: Drogen jeder Art, Lederjacken, Videogeräte, Frauen, Stricher, Sex in allen Variationen – und das meiste so billig wie an keinem anderen Ort. Am Letten herrscht insbesondere an warmen Tagen Basarstimmung, problemlos lassen sich hier Kontakte knüpfen. Selbst

Schicksalsgenossen

Ausserhalb der Szene sind sie die Parias. Am Letten selber hingegen sind die Junkies unter Schicksalsgenossen. Und das verbindet. Was für Aussenstehende nur mit Dreck und Gewalt zu tun hat, ist für die Süchtigen ein Sozialsystem im kleinen, das sehr wohl seinen Reiz haben kann.

jene, denen es eigentlich schwer fällt, auf Leute zuzugehen, finden hier leicht Kontakte, rund um die Uhr, sonntags und an Feiertagen, 365mal pro Jahr.

Der Letten, erzählt die 19jährige Carola M., die erst seit einem halben Jahr hier verkehrt, sei für sie wie eine Wundertüte: «Ich kenne bereits so viele liebe Leute wie nie zuvor in meinem Leben. Hier habe ich überhaupt keine Hemmungen, obwohl ich eigentlich ein Komplexhaufen bin.» Am liebsten würde sie ein Buch schreiben über die «vielen verrückten Lebensgeschichten, die ich schon gehört habe».

Auch Richi K., 24 Jahre alt, sagt: «Am Letten ist es nie langweilig.» Nebst der Stoffbeschaffung werde ständig irgend etwas gemischt, verhandelt; man fachsimplt über die Qualität der angebotenen Ware, tausche Gerichte aus, erzähle sich wahre und un-wahre Geschichten, warne sich vor einem miesen Dealer oder vor den «Bullen».

Der Letten ist tatsächlich ein Ort der intensiven Reize, ein Ort von Spannung und Abenteuer. «Megageil» finden es hier viele der vor allem jungen Konsumenten. Es laufe immer etwas, nicht zuletzt der «lustige Polizeibetrieb», wie sich ein Arzt, der nicht genannt sein möchte, zynisch ausdrückt. Er ziehe gewisse Leute genauso an wie ein Konzert im Hallenstadion oder ein Fussballmatch im Letzigrund.

Messerstechereien, ja sogar Schiessereien gehörten bereits zum Alltag, und Carlo S., der sich als Methadonbezügler nicht mehr regelmässig in der Szene aufhält, schafft es trotzdem, stets am Schauplatz zu sein und hautnah mitzuerleben, «wenn wieder mal einer zu Boden geht». Es heulen die Sirenen der Krankenwagen; die blauen Kastenwagen der Polizei kommen quietschend zum Halt: Razzia. Geschrei, Aufregung, der Pulk setzt sich in Bewegung. Am Letten ist täglich «Tatort» – da ist es kein Wunder, wird die Szene überrannt von Fernsehstationen aus der ganzen Welt, die nach Zürich kommen, um hier Reality-TV einzufangen. André Seidenberg, Arzt und Drogenexperte, bringt auf den Punkt, was einen wesentlichen Teil der Faszination ausmacht: «Unter dem Druck, der auf dem Letten lastet, kommt es permanent zu existentiellen Situationen: Gewalt, Tod, Rausch, Paranoia. Das gibt einen gewissen Thrill, und man kann Gefühle wie die sogenannte Angstlust ausleben – Gefühle, die sich der «Normalverbraucher» zum Beispiel beim Delta-segeln verschafft.»

> sein

Der Letten ist das Aussergewöhnliche, das Andere, das «da unten», das Morbide, der Sperrbezirk – er ist für die Konsumenten eine Gegenwelt, in der sie auf ihresgleichen stossen, auf Schicksalsgenossen, die ihre Sprache sprechen, ihre Wünsche teilen, ihnen Sicherheit geben. «Die Szene», erzählt Monika M., 33, «gibt mir trotz allem Schrecklichen auch ein starkes Gefühl von Geborgenheit. Draussen gelten wir doch als Parias, als Aussätzige und Kriminelle, aber nicht länger als Menschen. Die Leute erschrecken, wenn sich ein Junkie im Tram neben sie setzt. Überall stossen wir auf Angst, Hass, Ablehnung. Am Letten finde ich wenigstens Verständnis und Akzeptanz.»

Gerade weil die offene Drogenszene den Bürger dermassen abstösst, stellt die Zugehörigkeit aber auch ein Mittel dar, mit dem die Junkies bewusst oder unbewusst «einen riesigen Vorwurf», so André Seidenberg, «an alle ihnen nahestehenden Menschen zum Ausdruck bringen können. So in dem Sinn: «Seht nur her, was ihr mir angetan habt.» Als Szenengänger, die auf alle Regeln dieser Gesellschaft pfeifen, gelinge es ihnen für einmal, Aggressionen, die Suchtkranke stets nur gegen die eigene Person richten, nach aussen zu lenken: «Ihr könnt mich doch alle...», laute die mehr oder weniger verschlüsselte Botschaft.

Auf geradezu trotzig Art tragen einzelne denn auch ihre Identität als Fixer zu Markte. Mit der aufgezogenen Spritze hinter dem Ohr, vergleichbar dem gespitzten Bleistift eines Handwerkers, gehen sie durch den Zürcher Hauptbahnhof. Nach jahrelangem Szenenaufenthalt entwickeln sie mitunter auch ein idealisiertes Selbstbild, das in einem Satz gipfelt wie «Es gibt nichts Zäheres als einen Junkie».

Feindbilder schweissen die Männer und Frauen in ihrem Getto zusätzlich zusammen. Die verhassten «Bullen», die Dealer und die besonders aggressiven und unberechenbaren Crack-Konsumenten, «Baser» genannt, stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl der Junkies, auch wenn sonst Konkurrenz, Neid und Streit um Stoff oder «Stutz» ihren Alltag prägen.

Eine gewisse Sicherheit bietet der Alltag am Letten nicht zuletzt deshalb, weil er nach individuellen Ritualen abläuft. Die einen erkundigen sich beim Eintreffen immer zuerst nach der «Schmier»: «Sind sie schon dagewesen? Wo stecken sie?» Andere suchen in der Menschenmenge zunächst nach bekannten Gesichtern. Auf dem Weg zum Stoff, zugedeckt von «Sugar»- und «Coci»-Rufen, gilt es, Informationen über das «beste Dope» zu bekommen. Monika M. zum Beispiel schätzt es, den Stoff zu probieren, «ein bisschen auf der Folie zu rauchen oder einen kleinen Schnupf zu machen» – alles

Handlungen, die ihr ein «Gefühl von Vertrautheit» geben.

Sowieso ist der Letten ein Ort, der entgegen allen Vorstellungen vom «nackten Chaos», das da herrsche, durchaus über Strukturen verfügt. Es gibt nicht nur Konsumenten und Dealer, sondern zusätzliche Funktionsträger wie Drogentransporture, Vermittler von Kunden, Feinverteiler, die den Stoff portionenweise schöpfen und abrechnen, und Filterlifixer, die gegen Abgabe von sauberem Injektionsmaterial die mit Drogenresten gefüllten Zigarettenfilter erhalten. Nicht zu vergessen der «Letten-Coiffeur», ein versierter Berufsmann, der sich seinen Drogenkonsum mit dem Haarschneiden auf offener Szene finanziert. Am Letten gibt es also viel zu tun; da hat plötzlich der Junkie, der «draussen» als «Null», «Niemand» oder «Parasit» gilt, der nie einen Beruf gelernt und der Beizenverbot im Quartier hat, eine Aufgabe, die wichtig ist.

Medien produzieren Stars

Carlo S., bis vor kurzem Filterlifixer, ist berühmt für seine ruhige Hand und die präzisen «Halsschüsse», die er anderen setzt. Stolz gibt er seinen Spitznamen preis: «Il Dottore». Regula O., die inzwischen einen Entzug gemacht hat, erinnert sich mit Genugtuung an die «Macht, die ich als Dealerin hatte». Sie sei als Frau in dieser Rolle «etwas Besonderes» gewesen und habe es genossen, dass viele jeweils speziell auf sie und ihren Stoff gewartet hätten. Sie habe als korrekt und fair gegolten – eine Einschätzung, auf die sie noch heute Wert legt. Drogentransporture oder Vermittler, die sich dank Zuverlässigkeit das Vertrauen «ihrer» Dealer erwerben, tragen bisweilen Tausende von Franken oder entsprechende Mengen Heroin auf sich – «so viel Geld, wie ihnen niemals im Leben gehören wird», wie Richi K. schätzt. «Kein Wunder, fühlen sie sich angesichts dieser Verantwortung wie halbe Götter.» Nicht zuletzt produzieren auch die Medien regelrechte Stars, die plötzlich einen ganz neuen Status auf der Szene haben. Wer es zum «Helden» in einem Fernsehfilm bringt, wer den Sprung aufs Titelbild der «Schweizer Illustrierten» schafft oder gar zum «Serien-Star» bei «Zehn vor zehn» wird, geniesst ganz besonderes Ansehen, mag mehr Chancen beim anderen Geschlecht haben, wird aber auch mit Missgunst und Eifersucht konfrontiert. Da stehen dann andere Schlange, wenn die Journalisten auftauchen, und es heisst: «Du, ich hätte da übrigens auch noch etwas zu erzählen.»

Fernsehen und Zeitungen greifen allerdings nicht nur in das Leben einzelner ein, sondern sie beeinflussen mit ihrer Bericht-

erstattung die gesamte Szene. Carlo S., der seit über zwanzig Jahren im Drogenmilieu lebt, hat die Mechanismen durchschaut: «Im sogenannt normalen Leben sind wir nichts, nützlich, ein Dreck. Plötzlich kommen die Medien, du erscheinst in der Zeitung. Jeden Abend berichtet die Tagesschau über uns. Da bist plötzlich wer; für einmal spielen wir eine Rolle – das tut unheimlich gut, dass die Gesellschaft auch uns einmal zur Kenntnis nimmt.»

Dem Reiz des Letten erliegen indessen nicht nur die Junkies. Auch andere frönen auf ihre Art dem Kitzel der Tabus. Dahin, wo scheinbar alles erlaubt ist, zieht es etwa täglich Männer, die in der Anonymität des gesellschaftlichen Untergrunds hemmungslos ihre perversen sexuellen Wünsche befriedigen und sich den besonderen Kick bei «dirty sex» versprechen. Gierig nützen sie die Notlage von Süchtigen aus. Psychisch Kranke, Schizophrene, auch Debile flüchten sich gemäss Insidern immer häufiger an den Letten, um den als unerträglich empfundenen psychiatrischen Kliniken zu entgehen. Ungeschützt zwar, aber auch frei von Zwang und Kontrolle, tauchen sie in die Subkultur ein und greifen je länger, je öfter zu den Linderung versprechenden harten Drogen.

Auch Sozialarbeiter und freiwillige Helferinnen finden auf dem Lettenareal bisweilen mehr als nur Opfer, denen sie Gutes tun. Beat Kraushaar, Drogenexperte und regelmässiger Szenengänger, sagt: «Ich bin überzeugt davon, dass die Szene an sich über ein eigenes Suchtpotential verfügt.» Er selber spüre jedesmal den Reiz, den das Nichtvorhandensein gewohnter Regeln auf ihn ausübe: «Das empfinde ich als Kontrapunkt zu meinem genormten Alltag.» Hinzu komme die Lebenswürdigkeit der Menschen, ihre Offenheit, Sensibilität – «vielfach auch eine Mischung aus Schlitzohrigkeit und naiver Kindlichkeit, der ich mich nicht verschliessen kann».

Genau dies mag auch jene älteren Frauen anziehen, die allen Warnungen zum Trotz durch den Dreck waten, hier einen «Fünfliber» zustecken, da einen Nussgipfel mitbringen und frische Spritzen verteilen. Am Letten sind sie gern gesehen, haben ihre Aufgabe und treffen Menschen, die sie als ihre «Freunde» bezeichnen. Sie tun es ohne jede Furcht: «Ich habe mehr Angst vor Gewalt, wenn ich abends mit dem Zug nach Hause fahre, als wenn ich mich hier unten in der Drogenszene aufhalte.»

So ist der Letten ein Sozialsystem im kleinen, wo sich diejenigen angezogen fühlen, welche sich in der grossen Wirtschaft nicht mehr zu Hause fühlen – und sei es, weil sie als Süchtige dort ausgestiegen sind. Und deshalb wird wohl eine kontrollierte Drogenabgabe allein den Letten nicht zum Verschwinden bringen. □